

## Treffmodelle – nimmermehr

### **Näherinnen einer abgewickelten Textilfabrik an ihrem letzten Arbeitstag**

Sekt am Vormittag. Für die Frauen hier ist das ungewohnt; ihre Wangen werden langsam röter, die Worte kommen hastiger, das Lachen wird lauter und irgendwie überdreht. Aber das macht heute nichts, denn sie sind unter sich - und an die Maschinen muß keine mehr von ihnen.

Sie sehen auch nicht hin. Sitzen einfach an der weißgedeckten Tafel: Blumen, Kaffee, belegte Brötchen, blanke Gläser. "Mensch Ilse", ruft die kleine Dunkelhaarige, die am Tischende sitzt: "Daß du heute auch vorbei kommst!" Die beiden Frauen umarmen sich, und an die Tafel wird noch ein Stuhl geschoben. Ganz einfach so, wie sie es immer machten, wenn die Brigaden feierten: Geburtstage, Frauentag, Aktivistenauszeichnung. Bloß daß die Tafel nie hier stand. Hier hingen die Mäntel. Im Sommer die schweren, dicken aus Wolle mit Webpelzfutter, zwischen denen es stickig war und die Luft knapp wurde. Im Winter die leichten aus Popeline und synthetischen Stoffen.

Die Arbeit in der zweiten Etage des VEB Treffmodelle staute sich oft, vor allem am Monatsende. Diese Halle, die Endfertigung, war ein Nadelöhr des Betriebes. Hier ging alles durch, was produziert wurde: jeder Mantel, jede Jacke, jeder Rock, jede Hose. Mitunter sechstausend Stück am Tag. Knöpfe wurden angenäht, Schnallen aufgezogen, Nieten eingeschlagen. Die Extras angebracht. Hier liefen auch alle Fehler auf, mußten herausgefischt werden und wurden, so gut es ging, ausgebessert. Die Frauen, die in der Endfertigung saßen, waren Könnnerinnen. Geschick in den Fingern, einen sicheren Blick - jahrzehntelange Erfahrung. Was sie heute hier feiern und mit Sekt runterspülen, ist ihr letzter Arbeitstag. Ihr allerletzter, zumindest in diesem Betrieb. Über 1300 Menschen arbeiteten hier, in zwei großen Werkteilen und in Außenstellen rings um Berlin. Ein Betrieb, so alt wie die DDR. Als ich 1987 hier wegging, wäre es mir im Traum nicht eingefallen: dieses Ende von Treffmodelle. Ein Jahr zuvor war doch erst der große Neubau an der Greifswalder Straße in Berlin übergeben worden - ein Millionenobjekt. Wie lange hatten sie auf die Bewilligung der Investitionsmittel gewartet! Die zersplitterte

Produktion sollte hier konzentriert und verbaute, dunkle Nähbereiche, die sich durch zwei Hinterhöfe im Prenzlauer Berg zogen, nach vorne geholt werden. Neue moderne Arbeitsplätze, heller, sauberer, freundlicher. Mit dem Neubau verbanden sich Hoffnungen: auf leichtere Arbeit, auf reibungslosere Produktion, vielleicht auf Anschluß an westliches Niveau. Ein Parteitag schließlich machte die Mittel locker; er brauchte seine Vorzeigeobjekte. Eine geschlossene graue Front mit großen Fenstern und rotem Ziegeldach. Wäre da nicht die schmale, hohe Leuchtreklame - eine schlanke Dame in rotem Mantel - die wie ein Etikett außen an der Wand hängt, man würde hier nicht unbedingt einen Bekleidungsbetrieb vermuten. Der vierstöckige Beton-Bau ist gut in die rekonstruierten Fassaden eingepaßt. Und mit einem Betriebstor versehen, das als Auftragsarbeit an einen Künstler vergeben wurde. Eine Ätzung in Metall: schwarze Strukturen auf stumpfem Silber. Teure, vorgehängte Kultur.

Konnte eine Wirtschaft, die sich dies leistete, am Ende sein?

### Billige Waren für den Westen

1989 arbeiteten in der Textil- und Bekleidungsindustrie der DDR 320 000 Menschen, überwiegend Frauen. Gigantische Kombinate, die die Wirtschaftsstruktur ganzer Regionen bestimmten. Hier wurde nahezu alles gefertigt: Seide, Baumwolle und Synthetik. Plauener Spitzen und Armeemäntel, Dederonstrümpfe und Jeans. Und alles in Massen produziert. Der Absatz war garantiert. Vor allem auf Märkten, auf denen die Kunden ohnehin nehmen mußten, was sie bekamen: in der Sowjetunion, den anderen sozialistischen Ländern und den Warenhäusern der Republik. Nahezu jedes Stück wurden die Betriebe los und was in Kaufhäusern und Lagern liegen blieb, war kaum ihr Problem. Markt- oder gar Verkaufsstrategien brauchten sie nicht zu entwickeln. Durften sie nicht entwickeln, denn das Außenhandelsmonopol hatte der Staat. Ihre Verkäufer waren degradiert zu Verteilern.

So nähten auch die Frauen in der Greifswalder Straße ihre "Treffmodelle" vor allem für drei Großabnehmer. Den im eigenen Land, den in der UdSSR - und den Westmarkt.

Was sie für C&A, für Quelle und Otto versandfertig machten - jedes Stück in einer extra Plastette und mit Kleiderbügel - war Billigware. Unterstes Preisniveau. Das

wußten die Frauen. Sie selbst hängten ja die Etiketten an die Mäntel: "Qualität zu Preisen, die Freude machen". No-name-Ware aus einem Land, das inkognito blieb. Kein Firmenschild, und schon gar kein Hinweis darauf, daß die Waren unter Wert verhökert wurden. Die sehr arbeitsintensive Bekleidungsindustrie der DDR war hochsubventioniert: Eine Damenjacke, für C&A genäht und dort für 40 DM verkauft, kostete den Betrieb etwa hundert Mark. Den Rest zahlte der Staat eben zu. Er brauchte die Devisen, koste es was es wolle.

Künstliche Märkte, künstliche Preise - Wirtschaften unter einer Käseglocke. Und so manches Mal wird eine Frau beim Verpacken der Schnäppchen gedacht haben: Da möchtest du auch mal einkaufen können. Bei Woolworth oder C&A. Nur einmal.

Wann haben die Frauen hier am Tisch früher Sekt bekommen? Zur Frauentagsfeier gabs billigen Wein aus Bulgarien, eine bunte Plastblüte zum Anstecken und das obligatorische 10-Mark-Geschenk: ein Stück "guter" Seife, eine Strumpfhose oder eine Preßglasschale.

"Stell Dir vor, Inge, du hättest die alle aufgehoben", sagt eine der Frauen. "Und jetzt hier auf den Tisch gelegt. 35 Frauentagsgeschenke. Zum Totlachen!" Aber es lacht keine. Sie erzählen. Und als könnten sie Wichtiges aus den vielen Jahren vergessen, sprechen sie immer schneller, aufgeregter. Ich sehe in ihre Gesichter. Alle Frauen hier am Tisch kenne ich von früher. Inge Hager, seit 35 Jahren in diesem Betrieb: "Mit 14 oder 15 hab ich schon hier gelernt. Und wie oft mußten wir die Wochenenden dranhängen, länger machen. Interessierte doch keinen, daß ich zwei kleine Kinder hatte." Ihr gegenüber Doris Barkowski, die fast alle Bereiche in der Greifwalder Straße kennt: die Bügelei, die Näherei, Verwaltungsarbeit: "Was haben wir denen nicht alles wieder hingebogen. Wißt ihr noch? Fertiges wieder aufgetrennt, andere Knöpfe angenäht, Flecken rausgemacht, gekräuselte Nähte ausgebügelt. Manchmal haben wir doch wirklich aus Scheiße Bonbons zaubern müssen. Und jetzt?"

"Jetzt wünscht man sich direkt, man wäre älter. Wenigstens vorruhestandsreif", sagt die hübsche Rothaarige, die ihre 51 Jahre wirklich gut wegschminkt. Sie zieht die Mundwinkel nach unten und es soll wohl ein Lächeln sein. "Ich hab über 30 Jahre genäht. Und geh nun vielleicht als Putze !" Ein zermürender Alltag war es, den die meisten hier fast dreißig Jahre durchstanden. Und wer sie anschaut, der sieht die Ringe unter den Augen, die Falten um die Mundwinkel, die hängenden Schultern. Fast jede hat noch mindestens 10 Jahre draufgezahlt. Arbeit am Band. Acht Stunden

in zwei oder drei Schichten. Acht Stunden lang die gleichen Handbewegungen, die gleiche Naht - auf dem gleichen Stoff, in der gleichen Farbe. Bei der schweren Winterware die ständigen Schmerzen im Rücken. Und immer geschwollene Beine. Es waren gerade die Großaufträge, die sie gern nähten. Zwanzigtausend Mäntel für die Sowjetunion, zehntausend Jacken für den Binnenmarkt. Zwar eintönig, aber wenn das Material erstmal da war, die Arbeit schob, kamen sie wenigstens auf ihr Geld.

Schlimm dagegen, wenn es Tage lang nichts zu tun gab, die Meisterinnen zusammensuchten, was sie kriegen konnten. In einer geplanten und kontingentierten Industrie wurde die Materialbeschaffung zu einer echten Aufgabe. Wenn schon endlich der richtige Stoff da war, fehlte es bestimmt an Knöpfen in der entsprechenden Farbe, am Garn oder gar an Schulterpolstern. Es fehlten Nadeln, Scheren, Etiketten - und was erst, wenn plötzlich Teile an den Maschinen kaputt gingen? Manches war durch Haushandwerker zu reparieren, auf anderes wurde wochen- und monatelang gewartet.

Unterbrechungen des Produktionsdurchlaufes waren die Norm. Dann wurde Kleinzeug geflickt und - wenn es auch dies nicht mehr gab - gewartet. Das zermürbte oft mehr als die Arbeit. Das geplante Chaos verschleißte die Kräfte und walzte die Leistungsbereitschaft platt. Die Arbeitsintensität in der ostdeutschen Bekleidungsindustrie betrug nur ein Drittel der westdeutschen. Und die verlorene Zeit mußte nachgeholt werden, nach Feierabend und an den Wochenenden.

Sonderschichten gehörten planmäßig zu dieser Planwirtschaft. Die Frauen hier am Tisch haben ihre volle Arbeitswoche und dazu mindestens eins, oft genug auch zwei Wochenenden im Monat am Band verbracht. Für solchen Extraeinsatz gab es noch in den siebziger Jahren nicht mehr als neun Mark pro Tag. Später wurden es 24 Mark und ab und zu durften sie sich zusätzlich einen Mantel mit kleinen Fehlern aussuchen. Die meisten Frauen gingen am Monatsende mit kaum mehr als siebenhundert Mark nach Hause. Sie waren gut qualifizierte Billigverdienerinnen. In einem typischen Frauenberuf, der auch in der DDR weit schlechter bezahlt war, als der von Männern. Obwohl doch Politiker die "verwirklichte Gleichberechtigung" so gern vor sich hertrugen.

## Kaum Chancen für einen neuen Anfang

Fast alle an der Abschiedstafel sind über Fünfzig. Eine von denen, die fast schon zum Inventar gehören, ist Dorit Gießmann. Stiller als die anderen sitzt sie zurückgelehnt auf ihrem Stuhl, die Finger fahren ab und zu an der Kante der Tischdecke entlang, als wollte sie eine Naht überprüfen. Über dreißig Jahre hat sie hier verbracht. Sie hat hier gelernt, blieb, wurde schließlich Qualitätskontrolleurin. Der Betrieb füllte den Tag aus, forderte unzählige Freizeitstunden. Hier verdiente sie nicht nur ihr Geld, sie hatte hier die Kollegen ihrer Brigade, die Frauen, mit denen sie zum Teil über zwanzig Jahre zusammen arbeitete und von denen sie wußte, wenn ein Kind Schnupfen hatte, oder der Mann wieder einmal betrunken nach Hause gekommen war. Sie kannte die Höhen und Tiefen des Betriebes; die hektischen Tage, wenn schwierige Modelle Liefertermin hatten, Zeiten in denen der Krankenstand hoch war und die Verbliebenen doppelt schufteten, die Quartalsenden, an denen mit Macht aufgeholt werden mußte, was vorher liegen blieb. Dorit, die jahrelang mit Sohn und Mutter allein lebte, kümmerte sich ums Brigadetagebuch, besuchte im Auftrag der anderen kranke Kolleginnen, gestaltete die Weihnachtsfeiern mit aus. Sie war einfach immer da, wenn irgendjemand irgendwo gebraucht wurde. Zuverlässig und genügsam. Gehörte nicht zu jenen, die murrten, wenn es wieder für die Jüngeren sozialpolitische Geschenkpakete gab, die Alten aber auf ein Später vertröstet wurden. Sie arbeitete eben doppelt, wenn wieder eine aus ihrer Brigade ins Babyjahr ging.

Wie oft ist sie dafür "Aktivist der sozialistischen Arbeit" geworden? Dreimal, viermal? Auf jeden Fall überlegt sie jetzt mit 52: Was mache ich noch? "Vielleicht finde ich was in einem Altersheim", sagt sie zögernd. "Dort werden doch jetzt so viele Leute gebraucht... Da hab ich einen Beruf gelernt, ihn immer gemacht, mich in ihm sicher gefühlt. Und nun muß ich ihn einfach aufgeben. Hier war ich gut - und bin nun vielleicht woanders die letzte Anfängerin."

Es sind immer die "Alten", die bis zum Schluß bleiben. Die, die am meisten mit ihrem Betrieb verwachsen sind, die ihn mit aufgebaut haben, alle Hoffnung mit ihm verbanden, bis zum letzten bitteren Aus durchhielten - und durchhalten durften. Sie erlebten, wie die Jüngeren gingen, eine nach der anderen. Wie sich die Beweglicheren und die mit den guten Beziehungen umsahen und von sich aus

aufhörten. Wie andere verzweifelt waren, als sie die Kündigung erhielten. Manche von jenen sind umgestiegen, haben irgendwo einen neuen Anfang gewagt. Die, die jetzt noch am Tisch sitzen, wissen: Sie haben kaum irgendwo eine Chance. Schon gar nicht als Näherin. Einschätzungen der Berliner Treuhandanstalt besagen: Von den Arbeitsplätzen in diesem Industriezweig werden vielleicht zehn oder fünfzehn Prozent bleiben. Der VEB Treffmodelle hat versucht, zu diesen wenigen zu gehören, die überleben. Hat als GREIBER CLASSIC-MODEN am 1.7.90 das längst besetzte Terrain des Weltmarktes betreten - ist als Laie zu gerissenen Profis in den Ring gestiegen. Zu Steilmann und Pabst, zu Streness und Blacky/Dress, zu Oliver und Eleganz.

"Unser Konzept war doch eigentlich gar nicht schlecht", sagt der neue Geschäftsführer Frank Jürgas - der auch seit mehr als 30 Jahren im Betrieb ist. Ich kenne ihn noch als Hauptbuchhalter. Punkt für Punkt zählt er es mir auf: Verkleinerung der Belegschaft. Eine gute, marktfähige Kollektion. Klassische Mode ab dreißig, mit der es auch gelingt, in ein gehobeneres Preisniveau zu kommen. Die Suche nach einem westlichen Privatisierungspartner. Und natürlich ein anderes Aushängeschild: "GREIBER". Was einfach nur Greifswalder Straße Berlin heißt. Aber doch irgendwie einen guten Klang hat - einen fast privaten.

"Komm, laß uns doch nochmal durchgehen. Du warst schließlich lange nicht hier." Und er steigt mit mir hinauf in die vierte Etage des Altbaues. In den Zuschnitt. Die langen Tische stehen noch, auf denen die Stoffbahnen übereinander lagen und mit scharfen Messern die Teile herausgetrennt wurden. Jetzt sind die Maschinen abgebaut; die einen zur Verschrottung, die anderen zum Verkauf. Zwei drei Kolleginnen räumen Reste zusammen, schneiden für sich privat noch ein wenig zu oder halten sich an ihren Kaffeetassen fest. - Die Leere wächst mit jedem Tag. In diesem Bereich wurde immer in drei Schichten gearbeitet, immer unter Druck. - Mit der Währungsunion fanden "Treff-Modelle" keine Abnehmer mehr. Die Sowjetunion konnte die harte Mark nicht zahlen. Ihre Großaufträge blieben aus. In die ostdeutschen Centrum-Warenhäuser kam über Nacht Mode aus Düsseldorf, Essen und Frankfurt. Wer jahrzehntelang nur die Wahl zwischen Exquisit und Null-Acht-Fuffzehn hatte, der kaufte jetzt sowieso im Kaufhof, bei C&A, oder Woolworth.

## Nie wieder Akkordarbeit

Auch mit den Billigliefierungen in den Westen war es vorbei. Der Staat zahlte keine Subventionen mehr für zu teuer produzierte Bekleidung.

Frank Jürgas drückt mir einen Katalog in die Hand: Gediegene Klassik in Schwarzweiß, jedes Modell auf dunklem, fast samtenem Untergrund. Ein neuer Anfang: Kostüme für die Frau am Bürotisch, für die unternehmende, selbstbewußte. Anspruchsvolle, edle Mode, mit der sie auch einen Namen gekauft hatten: Elke Giese. "Sieht doch gut aus, nicht?" Mein Nicken ist ehrlich.

Aber das Konzept ging nicht auf. Kein neuer Markt, keine schnelle Produktionsumstellung – und schon gar kein westlicher Partner. Als Treuhandbetrieb wussten sie genau, es blieb ihnen nur eine bestimmte Frist, ihre Schulden zu tilgen und mit Gewinn zu arbeiten. Ohne einen Investor war da sowieso nichts zu machen. Aber die, die sich für die Greifswalder Straße 212/213 interessierten, wollten keine Produktion und schon gar keine Leute. Die wollten die Häuser.

"Wir haben die Marktwirtschaft eben zu langsam begriffen", resigniert der Geschäftsführer. Zwanzig Jahre dauerte der Schrumpfungsprozeß im Westen. "Der Osten macht jetzt das Gleiche durch - nur viel extremer, in zwei bis drei Jahren." Ein Sterben über anderthalb Jahre. Wie mag das gewesen sein, als sich Frank Jürgas dort hinstellen mußte? Vor diese Kollegen, von denen er viele seit über dreißig Jahren kennt. Schließlich hat auch er hier als Lehrling angefangen. Das war 1958. Der Betrieb ist irgendwo sein Leben geworden und sein Leben lief durch den Betrieb: kaufmännischer Lehrling, Buchhalter, Hauptbuchhalter, nach der Wende dann Geschäftsführer. Jetzt Abwickler. Eine ostdeutsche Karriere.

"Gottseidank ist alles sehr ruhig abgelaufen. Sie haben es alle sehr diszipliniert aufgenommen. Ich meine, danach war doch immer noch zu arbeiten..." Ein letzter Auftrag für C&A und Mäntel für Finnland. Ein Auftrag, für den der Betrieb zu DDR-Zeiten Kopf gestanden hätte. Moderne Kurzmäntel in kühlen metallisch glänzenden Tönen. Schön sind sie und werden sicherlich gut verkauft werden. - Sie haben die Millionenschulden des Betriebes nicht mehr wettmachen können.

Warum haben sie es so ruhig hingenommen, so diszipliniert, wie ihr Geschäftsführer sagt? Warum gab es keinen Aufstand, keinen Streik, keine Betriebsbesetzung? Warum sind sie nicht aus Protest einfach aufgestanden und gegangen? Verlegenes

Schweigen, resignierendes Lächeln, Schulterzucken. "Ach weißt du, im Grunde konnte man froh sein, daß es vorbei war", sagt endlich eine und schaut mich herausfordernd an. "Dieser ständige Nervenkrieg. Die Gerüchte. Von Monat zu Monat weniger Aufträge - weniger Geld. Dann wieder hochtrabende Pläne und Genaueres wird einem von keinem gesagt. Und um dich herum siehst du doch, wie die Maschinen zugedeckt werden."

Die Frauen am Tisch sind ruhiger geworden. Nippen an ihrem Sekt, sinnen vor sich hin. Was wäre auch noch zu sagen? "Ick muß erst mal raus aus der Mühle, erst mal ne kleene Ruhepause. Und nie wieder Akkordarbeit."

Auf der anderen Straßenseite drehe ich mich noch einmal um. Auf der Greifswalder ist dicker Verkehr. Die Geschäfte ringsherum sind geschlossen, dekorieren neu oder strahlen schon in westlichem Glanz. - Hinter GREIBERS kunstvollem Betriebstor wird die besenreine Übergabe vorbereitet. An eine Bank? Eine Versicherung? Eine Krankenkasse? Ich sehe auf den Neubau, auf die Straße und weiß das wird keine Schwierigkeiten machen.

Rosemarie Mieder

FAZ 9. März 1992